

eintreten konnte – denn geteiltes Heimweh ist ja bekanntlich nur halbes Heimweh.

Dieser glücklichen Fügung verdanken wir, dass K. H. Töchterle heute der Humanismuspriis des DAV überreicht werden kann.

Lieber Karl Heinz, ich gratuliere Dir herzlich zu diesem großen Preis und ich beglückwünsche die Jury: Sie haben den Richtigen ausgesucht!

FRANZ FISCHLER

## Politische Ökonomie – von Cicero bis Draghi

### Abschlussvortrag auf dem Bundeskongress des DAV am 14. April 2022

#### Zur aktuellen Lage

Es fällt in diesen Tagen schwer, in einem Beitrag wie diesem das schreckliche Geschehen um den Krieg in der Ukraine einfach zu ignorieren. Das gilt umso mehr für jemanden wie mich, der bei den Bildern von Ruinen in Mariupol sofort an die vor 77 Jahren am 16. März 1945 in einem Bombenangriff von weniger als 20 Minuten total zerstörte Heimatstadt erinnert wird. Wie durch ein Wunder blieb der Mitteltrakt der Residenz mit den prachtvollen Fresken Tiepolos, die eine unvergleichliche Einheit mit der Architektur Balthasar Neumanns bilden, verschont. An die Stelle der Feier in diesem wundervollen Rahmen tritt nun die formlose virtuelle Variante.

Bevor ich zu meinem eigentlichen Vortrag komme, erwarten Sie von einem Ökonomen zu Recht einige kurze Anmerkungen zur aktuellen Lage. Der Wirtschaftswissenschaftler ist es gewohnt, ja verpflichtet, die Auswirkungen von Pest, also Covid 19 – und Krieg – nüchtern, *sine ira et studio* zu analysieren.

Die Pandemie hat zu einem schweren Einbruch von Wachstum und Beschäftigung geführt. Entgegen scheinbar berechtigten Hoffnungen erzeugen neue Ausbrüche immer wieder – in der Sprache der Ökonomen – negative Schocks auf das Wirtschaftsgeschehen.

Kurzgefasst: Die Seuche hat uns alle, wenn auch in unterschiedlichem Maße, ärmer gemacht. Dieser wirtschaftliche Schaden wird verstärkt durch die Folgen des Krieges in der Ukraine. Den Angriff auf unseren Wohlstand spüren wir täglich, ob beim Tanken oder beim Blick auf die Heizungsrechnung. Der Staat kann versuchen, die sozialen Folgen abzumildern. Den gesamtwirtschaftlichen Verlust müssen wir hinnehmen.

Die unmittelbaren Abstriche beim Lebensstandard werden begleitet von einem deutlichen Anstieg der Inflation. Die nach 1990 Geborenen kennen das Phänomen Inflation allenfalls aus Erzählungen der Eltern oder Beiträgen zur aktuellen Wirtschaftsgeschichte. Die vorübergehenden Aufregungen in Deutschland um einen angeblichen Teuro beruhen auf verständlichen, objektiv aber unbegründeten irreführenden Wahrnehmungen.

Pandemie und Krieg als schlimme Ereignisse haben nicht nur Deutschland in einer Zeit getroffen, in der die Weltwirtschaft ohnehin von einem fundamentalen Wandel erfasst wird. Mit dem Eintritt Chinas und anderer Länder in die globalisierte Wirtschaft haben rund 1 Milliarde zusätzliche Arbeitskräfte zu einem gestiegenen und billigen Angebot auf den Weltmärkten geführt und überall einen Druck auf die Löhne ausgeübt. Dieser Effekt läuft nicht nur wegen der

Ein-Kind-Politik Chinas allmählich aus. Energie wird sich nicht zuletzt als Folge der Klimapolitik weiter verteuern. Eine alternde Gesellschaft steht vor gewaltigen Kostensteigerungen im Gesundheitssystem. Unter dem unseligen Präsidenten Trump hat Amerika begonnen, seinen großen Markt abzuschirmen – die Biden-Administration setzt in schlechter Tradition der Demokraten diesen Trend fort. Der Protektionismus breitet sich mit dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine weiter aus, das Streben nach Unabhängigkeit von ausländischen Anbietern nimmt mit geradezu atemberaubendem Tempo zu. Es ist vor allem Aufgabe der EZB, den Preisauftrieb in Grenzen zu halten. Wir werden wohl auf absehbare Zeit mit höherer Inflation leben müssen. Es liegt an der Anpassungsfähigkeit der Wirtschaft unseres Landes, inwieweit wir unter diesen veränderten Bedingungen unseren Wohlstand verteidigen können. Gefordert ist die Politik, die mit dem Klimawandel ohnehin vor riesigen Herausforderungen steht, den Rahmen für eine wettbewerbsfähige Wirtschaft zu schaffen. Mehr denn je hängt die unerlässliche Innovationskraft vom Potenzial an hochqualifizierten jungen Menschen ab. Über die Bedeutung des Bildungssystems – nicht nur, aber auch für die Chancen Deutschlands in einem schärferen internationalen Wettbewerb – muss ich mich hier nicht weiter ausbreiten. Sie werden diesen Satz nicht missverstehen als engstirniges ökonomisches Postulat. Wirtschaft ist nicht alles, und nicht einmal das Wichtigste. Aber ohne allgemeinen Wohlstand nur wenig Geld für Bildung, Sicherheit und soziale Aufgaben. Ohne befriedigende Beschäftigungsmöglichkeiten kein sozialer Friede.

Lassen Sie mich jetzt zu meinem nun wesentlich überarbeiteten Vortrag kommen, wie ich ihn für den Kongress am 17. April 2020 vorbereitet hatte.

### **Von der Altphilologie zur Volkswirtschaft**

Es war eine Überraschung, eine Ehre, gleichzeitig eine damit verbundene nicht geringe Herausforderung, eine Einladung zu diesem bedeutenden Kongress der Altphilologen zu erhalten – schließlich kann man sich kaum eine größere Distanz zu meinem Fach, der Ökonomie, vorstellen.

Der Verlockung, einmal vor einem mir völlig fremden Auditorium zu sprechen, hätte ich vermutlich ohnehin nicht widerstanden. Es gibt aber einen weiteren, ausschlaggebenden Grund für die Annahme der Einladung.

Es war im zweiten Semester meines Studiums der Altphilologie – wie sich herausstellen sollte auch das letzte – hier in Würzburg, in einem Seminar zur Odyssee. Ich erinnere mich bis heute an die Bemerkung des Gräzisten Dirlmeier: Der Kommilitone XY hat unseren kleinen, aber elitären Kreis verlassen und sich dem ach so lebensnahen Studium der Nationalökonomie zugewandt. Es war das erste Mal, dass ich bewusst von dieser Disziplin hörte. Ich konnte mir darunter nichts, aber auch gar nichts vorstellen. Die abgrundtiefe Herablassung, mit der Dirlmeier auf dieses Fach verwies, erweckte bei mir den zunächst sehr vagen Gedanken, das könnte für mich vielleicht das passende Studium sein. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, dieses Seminar habe ich in bester Erinnerung. Es waren andere Enttäuschungen, die mich letztlich zum Studienwechsel veranlasst haben.

Seien Sie unbesorgt, ich will hier keine Autobiographie vortragen, die Stufen vom Studenten zum Professor und schließlich zum Notenbanker beschreiben. Sie werden aber vermutlich überrascht sein, welche Assoziationen sich auf diesem Weg mit meinem nie erloschenen und im Laufe der Zeit wieder gewachsenen Interesse an der Antike eingestellt haben.

Der lange in Deutschland vorherrschende Titel „Nationalökonomie“ führte schon immer in die Irre. Heute wird faktisch jeder Moment, jede wirtschaftliche Tätigkeit in vielfältiger Weise von internationalen, globalen Vorgängen beeinflusst. Jede Beschränkung auf nationale Erklärungen geht zwangsläufig an der Realität vorbei. Anders als Transparente bei den Demonstrationen glauben machen wollen, ist es nur dank der Globalisierung und der damit verbundenen Hinwendung zur Marktwirtschaft gelungen, mehr als eine Milliarde Menschen aus tiefstem Elend herauszuführen. Und wenn Ihre Schüler am Freitag Plakate hochhalten und mit der Überzeugung engagierter Idealisten die Abschaffung des Kapitalismus fordern, um die Umwelt zu retten, verkennen sie Fakten und geschichtliche Erfahrungen. Keine Frage, die Globalisierung hat auch negative Auswirkungen, und das Wachstum ging in der Vergangenheit nicht selten auf Kosten der Umwelt. Hier nur so viel: Wer vor oder nach dem Fall der Mauer einmal nur durch Bitterfeld gefahren ist oder die offenen Halden radioaktiven Abfalls gesehen hat, kommt an der Erkenntnis nicht vorbei: Nirgendwo – und das gilt gerade auch für Russland und die Länder der ehemaligen Sowjetunion – wurde die Umwelt derart ruiniert wie in den Staaten mit staatlicher Planung und kollektivem Eigentum.

Aber ich bin nicht hier, um die Vorzüge der Marktwirtschaft und einer privaten Eigentumsordnung hervorzuheben. Mir ging es nur darum, in wenigen Worten das weite und faszinierende Feld der ökonomischen Wissenschaft zu skizzieren. Der Gegenstand „Ökonomie“ ist permanenten Änderungen ausgesetzt. Mit jeder neuen Erkenntnis werden neue Fragen aufgeworfen. Wen die Faszination des Faches erst einmal erfasst hat, der wird von anhaltender, mit der Erfahrung wachsender Neugier getrieben. Es gilt,

herkömmliche Antworten zu überprüfen, nach Lösungen für neue Probleme zu suchen.

Es kann nicht überraschen, dass die ökonomische Wissenschaft auf der einen Seite einen Schatz allgemeiner Erkenntnis akkumuliert hat, auf der anderen Seite in der Öffentlichkeit nicht selten als eine Pandorabüchse widersprüchlicher Meinungen wahrgenommen wird. In der Politik hinterlassen die Erkenntnisse der Ökonomen tiefe und nicht immer fruchtbare Spuren.

Der berühmte John Maynard Keynes hat einmal folgendes Resümee gezogen:

„[...] sind aber die Gedanken der Ökonomen und Staatsphilosophen, sowohl wenn sie im Recht, als wenn sie im Unrecht sind, einflussreicher als gemeinhin angenommen wird. Die Welt wird in der Tat durch nicht viel Anderes beherrscht. Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen.“<sup>1</sup>

### **Aufgaben der Wirtschaftspolitik**

Die Suche nach Erklärungen für die wirtschaftliche Entwicklung, für Wachstum und Beschäftigung, Inflation und Arbeitslosigkeit, Auf- und Abwertungen von Währungen, die Verteilung von Einkommen und Vermögen auf Arm und Reich – kurz für den ganzen ökonomischen und gesellschaftlichen Kosmos bedient sich inzwischen immer ausgefeilterer Methoden. Häufig scheinen komplizierte Modelle den Bezug zur Wirklichkeit verloren zu haben. Die ökonomische Wissenschaft ist aber nicht als Veranstaltung des *l'art pour l'art* zu verstehen. Am Ende bleibt die wichtigste Aufgabe, aus dem Verständnis wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Vorgänge entscheidende Erkenntnisse für die Wirtschaftspolitik zu gewinnen. Wie kann man am besten Arbeitslosigkeit bekämpfen, oder möglichst erst gar nicht entstehen lassen? Welche

Vorkehrungen schützen gegen den Missbrauch der Notenpresse und die Gefahr der Inflation? Was spricht dafür – oder auch dagegen, der Notenbank eines Landes den Status der Unabhängigkeit zu verleihen? Dieser Fragenkatalog ließe sich beliebig fortsetzen.

Die genuine Schwierigkeit, aber auch die Faszination der Ökonomie liegt – anders als in den Naturwissenschaften – in der permanenten Veränderung ihres Forschungsgegenstandes.

### Die Rolle der Erwartungen

Die Politik stößt ganz allgemein dort auf Grenzen, wo die Bürger ihr Verhalten schon in Erwartung neuer Eingriffe ändern. Die Ökonomen beschäftigen sich schon lange mit dem Einfluss von Erwartungen auf das Verhalten der Menschen und haben dabei ein breites Spektrum von Modellen entwickelt. Wie bilden die Menschen ihre Erwartungen? Aus Erfahrungen der Vergangenheit? Solche sog. adaptiven Erwartungen lassen sich vergleichsweise einfach modellieren. Aber ist das nicht zu schlicht gedacht? Lernen die Menschen nicht aus Erfahrungen der Vergangenheit?

Ich will Sie nicht mit einem Exkurs zur Rolle von Erwartungen in ökonomischen Modellen langweilen und nur einen Fall herausgreifen. In den siebziger Jahren war es Robert Lucas, Professor in Chicago und späterer Nobelpreisträger, der die Theorie der rationalen Erwartungen entwickelte, die bis heute in vielen ökonomischen Modellen eine wichtige Rolle spielt.<sup>2</sup> In aller Kürze liegt dieser Theorie folgende Überlegung zu Grunde. Die Menschen verfügen über Kenntnisse ökonomischer Zusammenhänge. Kündigt die Politik etwa zusätzliche Staatsausgaben an, die nur über eine hohe Kreditaufnahme des Staates zu finanzieren sind, dann schließen die Bürger

daraus, dass dies in Zukunft höhere Steuern zur Finanzierung der erhöhten Staatsschuld zur Folge hat. In dem Maße, in dem sie sich darauf vorbereiten, sparen sie mehr, statt zu konsumieren, der erhoffte konjunkturpolitische Erfolg bleibt deshalb aus. Eine Regierung, die das Vertrauen ihrer Bürger genießt, kann mit glaubhaften Ankündigungen jedoch durchaus positive Wirkungen erzielen.

Während einer Arbeit auf diesem Gebiet regte sich bei mir eine Assoziation aus meiner altphilologischen Vergangenheit. Meine Recherche führte bald zum Erfolg und endete schließlich in einem kurzen Beitrag, der 1985 in der wissenschaftlichen Zeitschrift *Kyklos* unter der Überschrift erschien: „Rationale Erwartungen im Jahre 67 vor Christus“.

Im Laufe der Entwicklung war das antike Rom immer stärker auf Getreideimporte aus Sizilien und Nordafrika angewiesen, zumal seit der Zeit der Gracchen ein eigenes Gesetz (*lex frumentaria* aus dem Jahre 133 v. Chr.) der großstädtischen Plebs eine billige Versorgung (mit Unterbrechungen) garantierte. Der Import per Schiff wurde jedoch zunehmend von den Seeräubern bedroht, die schließlich nicht nur das Mittelmeer weitgehend beherrschten, sondern auch die wichtigsten Häfen eingenommen hatten. In dieser kritischen Lage übertrug Rom das Kommando auf Gnaeus Pompeius und bewilligte ihm ein riesiges Aufgebot: mit einer genialen Strategie hat dann Pompeius das Mittelmeer innerhalb von 40 Tagen von den Seeräubern befreit.

Ein Jahr später (66 v. Chr.) setzte sich Cicero in seiner ersten politischen Rede dafür ein, das von dem Tribun C. Manilius vorgeschlagene Gesetz anzunehmen und Pompeius mit dem Oberbefehl gegen Mithridates und Tigranes zu betrauen. Zur Begründung verweist Cicero auf

die militärischen Erfolge des Pompeius, u. a. im Krieg gegen die Seeräuber, und das Ansehen bei Freunden und Feinden, das er sich dabei erworben hat. In diesem Zusammenhang fügt Cicero an: An dem Tag, da er von euch zum Oberbefehlshaber im Seeräuberkrieg bestimmt wurde, fiel der Getreidepreis nach schlimmster Not und Teuerung plötzlich auf einen so niedrigen Stand, wie ihn ein anhaltender Friede trotz größter Fruchtbarkeit des Bodens kaum hätte bewirken können. Das vermochten die Erwartung und der Name, die sich an einen Mann knüpften.

Auch wenn die Zeitangabe über die Geschwindigkeit des Anpassungsprozesses eine rhetorische Übertreibung sein mag, so bleibt doch zweierlei festzuhalten:

1. Der Getreidepreis ändert sich drastisch allein aufgrund einer neuen Information.
2. Cicero erkennt den Zusammenhang und versteht die Bedeutung der Erwartungen.

Als Mario Draghi als Präsident der Europäischen Zentralbank am 26. Juli 2012 in London sein berühmtes „*whatever it takes*“ verkündete, löste dies einen vergleichbaren Effekt aus. Seine Erklärung, die EZB werde notfalls alles unternehmen, um den Euro zu erhalten, brachte die vorher stark gestiegenen Zinsen von hochverschuldeten Ländern wie Italien zurück auf den vorherigen Stand. Es war die Ankündigung einer potentiellen Intervention der Notenbank am Kapitalmarkt, Worte allein, die diese Wirkung erzielten. Ob er damit das gesetzlich verankerte Mandat der EZB überschritten hat, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Nach dieser ersten – ich nenne es einmal einfach „Entdeckung“, war meine Neugier erwacht. Auf der einen Seite wurde mir bewusst, dass ich aus der lange zurückliegenden Vergangenheit bekannte Texte als

Ökonom inzwischen mit anderen, oder sollte ich vielleicht besser sagen, einem zusätzlichen Auge lese. Auf der anderen Seite habe ich dann bei passender Gelegenheit in aktuellen Arbeiten nach Beispielen in der Antike gesucht.

Auf diesen Pfad führte mich ein Beitrag „Eigennutz und Politikerverhalten“. Adam Smith, der Stammvater der modernen Ökonomie, hat in seiner „Theory of Moral Sentiments“ die ganze Breite und Tiefe menschlichen Verhaltens analysiert.<sup>3</sup> Wenn es aber um die Bekundung moralischer Beweggründe für wirtschaftliche Aktivitäten ging, überwog seine Skepsis. Im Streben nach eigenem Gewinn wird der einzelne

„von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat. Auch für das Land selbst ist es keineswegs immer das schlechteste, dass der einzelne ein solches Ziel nicht bewusst anstrebt, ja, gerade dadurch, dass er das eigene Interesse verfolgt, fördert er häufig das der Gesellschaft nachhaltiger, als wenn er wirklich beabsichtigt, es zu tun. Alle, die jemals vorgaben, ihre Geschäfte dienten dem Wohl der Allgemeinheit, haben meines Wissens niemals etwas Gutes getan.“

Die moderne Politische Ökonomie hat diesen Gedanken aufgegriffen und sowohl das Eigennutz-Axiom wie das Walten einer unsichtbaren Hand auf das Handeln von Politikern und Parteien angewandt. Schumpeter hat dies in seinem großen Werk „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ in dieser Form zugespitzt:

„In ähnlicher Weise ist der soziale Sinn oder die soziale Funktion der parlamentarischen Tätigkeit ohne Zweifel die, Gesetze und teilweise auch Verwaltungsmaßnahmen hervorzubringen. Aber um zu verstehen, wie die demokratische Politik diesem Zweck dient, müssen wir vom Konkurrenzkampf um Macht und Amt ausgehen und uns klarwerden, dass die soziale Funktion, so wie die Dinge nun einmal liegen, nur nebenher erfüllt

wird – im gleichen Sinne wie die Produktion eine Nebenerscheinung beim Erzielen von Profiten ist“.<sup>4</sup>

Auf einen sehr vereinfachten Nenner gebracht handelt der Politiker wie ein Unternehmer. Wie dieser versucht, im Wettbewerb Marktanteile für sein Produkt zu erringen, kämpft jener um Wähler, das Ziel ist einmal die Maximierung des Gewinns, das andere Mal die Maximierung von Stimmen.

Während meiner Arbeit an dem genannten Artikel wuchs bei mir die Überzeugung, diese Beobachtung könnte nicht nur für die Moderne gelten. Ein Schulfreund, der der Altphilologie treu geblieben ist, gab mir den Hinweis auf „Die Ritter“ des Aristophanes.

In dieser im Jahre 424 erstmals aufgeführten Komödie übt bekanntlich Aristophanes beißende Kritik an Kleon, dem damals mächtigsten Mann in Athen. Kleon tritt in diesem Stück in der Figur des Paphlagoniers, eines Sklaven auf, der seinen Herrn durch Lug und Trug regiert. Als zentrale Botschaft der Komödie kann die Ansicht gelten, dass ein Mann wie Kleon, wenn er erst einmal an der Spitze steht, nur durch einen noch schlimmeren – der das „Spiel“ noch besser beherrscht – abgelöst werden kann. In den „Rittern“ wird dieser durch die Person des Wursthändlers verkörpert. Aristophanes liefert eine ganze Reihe sarkastischer Charakterisierungen des Typs „erfolgreicher Politiker“.

Im Buhlen um die Gunst des Volkes greifen beide zu allen Arten materieller Wohltaten. Nach vielfältigen Geschenken im Wettbewerb mit seinem Kontrahenten fordert der Wursthändler die Entscheidung: „Nun richte Demos, wer am besten sich verdient gemacht um Dich und Deinen Bauch!“

Starker Tobak! Die Toleranz gegenüber oppositionellen Strömungen beweist die Kraft

und das Selbstbewusstsein der Athener. Als mit dem Ende des peloponnesischen Krieges Athen seine Vorrangstellung verloren hatte, wurde bezeichnenderweise der Angriff auf führende Politiker untersagt.

Wer wollte behaupten, wir hätten auf dem Gebiet der politischen Satire seitdem Fortschritte gemacht? Es wäre vermessen von mir, mich auf das Feld eines historischen Vergleichs zu begeben. Deshalb nur eine Bemerkung: Wenn die Fakten nicht genügen, um z. B. Rentenversprechen als Wunschdenken zu entlarven, bedürfte es nicht eines modernen Aristophanes, um dem Volk die Augen zu öffnen?

Kritik am Verhalten der Politik und der sie tragenden Politiker kann Ausdruck einer lebendigen Demokratie sein. Die in Athen praktizierte Toleranz stellt als im Grundgesetz garantierte Meinungsfreiheit einen Grundpfeiler unserer Demokratie dar. Muss man nicht mit Entsetzen beobachten, wenn ausgerechnet im Bereich der Wissenschaft dieses Prinzip in Frage gestellt wird – durch weitverbreitete Passivität gegenüber Angriffen auf die Freiheit der Meinung und der Wissenschaft sowie offene oder unterschwellige Akte der Selbstzensur?

Hinter der ätzenden Kritik eines Aristophanes lauert die grundsätzliche Ablehnung der Demokratie. In den vergangenen 2 ½ Tausend Jahren wurden alle denkbaren Regierungsformen ausprobiert. Churchill hatte schon recht, als er es auf den kurzen Nenner gebracht hat: Die Demokratie ist die schlechteste Form, mit Ausnahme aller anderen bisher praktizierten. Leider fehlt dieser Beschreibung jeglicher emotionale Appell, wohl mit ein Grund, warum die Menschen immer wieder auf die Sirenengesänge falscher Versprechungen hereinfliegen. Nach dieser langen

Erfahrung mag man an die Mahnung Karl Poppers erinnern, nicht dem Zauber Platons zu verfallen, und noch viel weniger intellektuell eher dürftigen anderen Verheißungen.

Da wir nun schon einmal im alten Griechenland angelangt sind, noch ein Bezug zu aktuellen Gefahren. Graham Allison von der Harvard Kennedy School charakterisiert den Konflikt zwischen dem rasch aufsteigendem China und der für lange Zeit unangefochtenen Führungsmacht USA als „Thukydides Falle“. Der Terminus ist gewählt nach der Auseinandersetzung um die Vorherrschaft zwischen dem Herausforderer und dem Dominator, zwischen Athen und Sparta, eine Auseinandersetzung, die schließlich im Peloponnesischen Krieg endete. Allison registriert für die letzten 500 Jahre 16 vergleichbare Situationen, von denen 12 zum Krieg führten, mit dem Ersten Weltkrieg als verheerendstem Ereignis.

Wohlgemerkt, der Konflikt zwischen einem China, das sich niemals mit der Rolle des Zweiten abfinden wird, und den USA, die bisher offenbar noch nach der angemessenen Strategie suchen, ist unvermeidlich. Diese Situation beschreibt der Ausdruck Thukydides Falle.

Diese Diagnose dient als Kurzformel für eine Krise, die nicht rasch vorübergehen wird und große Gefahren in sich birgt. Die Prognose der Zwangsläufigkeit eines Krieges ist damit nicht verbunden – aber doch als potentielle Gefahr enthalten. Ob die politischen Akteure schon einmal von Thukydides gehört haben? Der eine oder andere Berater vielleicht. Ob das reicht, die Bedrohung in ihrem ganzen Ausmaß zu erkennen und angemessen zu agieren?

### Schluss

Als ich mit diesem Text zum Ende kam, habe ich mich nach den Regeln der antiken Rhetorik

gefragt: Was haben die Zuhörer wohl erwartet? Bist Du diesen Erwartungen gerecht geworden?

Auf die erste Frage lautet die Antwort vermutlich. „Wenig bis Nichts“. Was sollten kundige Altphilologen von einem schlichten Ökonomen schon anderes erwarten als von seiner Disziplin zu sprechen – in meinem Fall also die Politik der EZB und die Stabilität des Euro zu erläutern. Eventuell hätte Sie das sogar interessiert – und ich hätte mir sehr viel leichter getan mit einem freien Vortrag, ohne Vorbereitung, ohne Manuskript.

Die mit der Einladung verbundene Verlockung habe ich schon erwähnt. Wollte ich möglicherweise beweisen, dass aus mir auch ein passabler Altphilologe hätte werden können? Gewiss nicht.

Beim Schreiben drängte sich mir mehr und mehr ein ganz anderer Gedanke auf. Dankbarkeit für die Begegnung mit der antiken Welt, Dankbarkeit nicht zuletzt gegenüber exzellenten Lehrern am humanistischen Gymnasium. In der Welt der ökonomischen Wissenschaft, der Wirtschaft, der Finanzen, in der ich mich seit nunmehr schon so vielen Jahren bewege, habe ich es längst aufgegeben, etwa einen passenden lateinischen Spruch zu verwenden, wer würde das noch verstehen – das Englische hat längst die Rolle der *lingua franca* übernommen.

Nun, wer den Schatz der Antike nie kennengelernt hat, vermisst aus Unkenntnis nichts. Für unsere Gesellschaft ist dies ein schwerer Verlust, der sich auf so vielen Gebieten schmerzlich bemerkbar macht.

So bleibt mir zum Schluss nur der Wunsch, es möge Ihnen gelingen, möglichst viele junge Menschen mit einem für das ganze Leben wichtigen Schatz auszustatten.

**Literatur:**

- Keynes, John Maynard (1936): Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, München/Leipzig.
- Lucas, Robert E. (1972): Expectations and the neutrality of money, Journal of Economic Theory 4.
- Schumpeter, Joseph A. (1980): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 5. Aufl., München.
- Smith, Adam (2000): The Theory of Moral Sentiments, (1854), New York.

**Anmerkungen:**

- 1) Keynes, John Maynard (1936): Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, München/Leipzig, S. 323.
- 2) Lucas, Robert E. (1972): Expectations and the neutrality of money, Journal of Economic Theory 4.
- 3) Smith, Adam (2000): The Theory of Moral Sentiments, (1854), New York.
- 4) Schumpeter, Joseph A. (1980): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 5. Aufl., München, S. 448.

OTMAR ISSING

## Latein – neu!<sup>1</sup>

### 1. Situation des Lateinunterrichts – „Lateinarmut“

Die „Lateinarmut“<sup>2</sup> ist überall groß, in der Öffentlichkeit und in den meisten Universitätsfächern. Immer mehr geht der Lateinunterricht an Schulen und Universitäten zurück. Stellen werden gestrichen. Lateinfehler finden sich überall, selbst bei Übersetzern und manchmal auch bei studierten Latinisten.

Es gibt ein strukturelles Problem des Lateinunterrichts; es macht ihn oft weniger erfolgreich als erhofft, es macht ihn sogar zu einem angstbehafteten Fach. Wir Latinisten sind einheitlich anderer Meinung, wir können das Gegenteil begründen. Aber wie können wir überzeugend und erfolgreich bleiben?

Allgemein wird gerade versucht, sogenannte „alternative Überprüfungsformen“ zu finden. Sie sollen den „Übersetzungsstress“ etwas mildern. In diesen Alternativvorschlägen werden Elemente der Texterschließung übernommen, die ich bereits 1987 vorgeschlagen habe. Allerdings werden sie separiert übernommen und nicht als der Lösungsweg zum Textverständnis, das sich manchmal und eventuell auch in einer

Übersetzung erweisen kann. Es sind auch viele falsche Vorstellungen dabei festzustellen:

- die unbewiesene Behauptung, eine Texterschließung sei bei Dichtung ausgeschlossen – Wieso? Auch Dichtungen sind Texte.
- der Ausdruck „Vorerschließung“ statt Erschließung: Es gibt keine Erschließung vor der Erschließung. Die Autoren verwechseln Vorerschließung mit *pre-reading activities* wie Wiederholung von Vokabeln, bestimmter grammatischer Phänomene usw.

Vor allem aber wird die Texterschließung von der Satzerschließung getrennt. Mein Heft in der Zeitschrift *Der altsprachliche Unterricht* hieß ausdrücklich „Satz- und Texterschließung“ und verband beides.

Bei der Satzerschließung wird meines Erachtens nicht das Wesentliche gesehen und sie wird mit Übersetzen verwechselt.

### 2. Zur Frage des Übersetzens

#### (als Methode und als Prüfungsform)

Das Übersetzen und sein Verhältnis zur Interpretation stehen immer noch im Mittelpunkt der Diskussion über die Gestaltung und die